

Henry Dunant

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1897-1898)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Henry Dunant.

Der Mann, dessen Portrait wir heute den Lesern vorführen, ist einer derjenigen, deren Namen man noch in den spätesten Jahrhunderten mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aussprechen wird. Diese Zukunft wird ihn feiern als einen der großen Wohltäter der Menschheit und doch ist es nur ein Zufall, daß dieser Edle nicht unbekannt und in der größten Dürftigkeit sein Leben in einem Spitale endet und unserer Zeit nicht das Brandmal der Undankbarkeit aufdrückt. Denn dieser Mann lebt heute noch unter uns und wurde erst vor etwa Jahresfrist wieder entdeckt als der Schöpfer eines der segensreichsten Werke der Neuzeit. Bei der gleichen Gelegenheit wurde allerlei über den Lebenslauf des merkwürdigen Mannes bekannt und es stellte sich heraus, daß der ehemalige Liebling des Reichtums und des Glücks, der Mann, der mit den mächtigsten Fürsten Europas an der gleichen Tafel gefessen, über den sich einst ein wahrer Regen von Orden und sonstigen Auszeichnungen ergossen hatte, jetzt in der größten Armut und sozusagen vergessen und verschollen die Tage seines Greisenalters in einem Spitale im appenzellischen Dorfe Heiden verbringe und ohne die Unterstützung mitleidiger Verwandten nicht einmal dieses Obdach besitzen würde. Als jedoch diese Tatsachen bekannt wurden, zeigte es sich, daß die Gegenwart nicht so schlimm und undankbar ist, wie man sie gern schildert, sondern daß sie mit dem Undankbaren nur das schlechte Gedächtnis teilt. Denn nicht nur empfand die Gesellschaft ein Gefühl der Beschämung, sondern sie beeilte sich auch, von ihrer dreißig Jahre alten Dankeschuld noch etwas abzuführen. Sammlungen wurden veranstaltet, um dem verdienten Manne den Lebensabend noch so leicht und schön als möglich zu gestalten. Fürstlichkeiten, Behörden und Vereine wetteiferten, Henry Dunant mit Auszeichnungen zu überhäufen. In Deutschland ist sogar die Gründung einer Dunant-Stiftung im Werke. „Doch wofür solche Ehrungen?“ wird endlich der Leser ungeduldig fragen. Fangen wir also an und erzählen wir hübsch der Reihe nach!

Henry Dunant, geboren in Genf am 8. Mai 1828 als Sohn einer hochangesehenen und reichen Familie war infolge seines Reichtums in die günstige Lage versetzt, zu tun was er wollte, oder auch nichts zu tun, je nachdem es ihm gefiel. Er war ein junger, vornehmer und eleganter Mann und daß für einen solchen, wenn er die Taschen voll Geld hat, es nicht an Vergnügungen und Versuchungen aller Art fehlt, braucht nicht gesagt zu werden. Der junge Genfer aber suchte seine Vergnügungen an einem seltsamen Orte, wo es die jungen Leute gewöhnlich nicht suchen

und machte auch von seinem Gelde einen ebenso ungewöhnlichen Gebrauch. Der schöne Jüngling, der in der Gesellschaft der jungen und vornehmen Damen begehrt war und dem das Glück aus den schönsten Augen winkte, suchte am liebsten die Spitäler auf, wo er den armen Kranken vorlas und ihnen auch sonst durch seine tröstende Unterhaltung glückliche Minuten verschaffte. Seine Lustreisen machte der junge Dunant durch die Quartiere der Armen, wo er in mancher Familie dem größten Elend steuerte. In seiner ganzen Geistesrichtung und Tätigkeit zeigte sich der Erziehungseinfluß seiner Mutter, einer edlen Frau und großen Wohltäterin. Dunant's Herz schlug deshalb nur für die Unglücklichen und Enterbten dieser Welt. Auch sein schriftstellerischer Beruf floß aus der Begeisterung für die Werke der Nächstenliebe. So veröffentlichte er 1858 ein Buch gegen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Besonders beschäftigte ihn der Gedanke, wie das Loos der armen im Kriege verwundeten Soldaten gemildert werden könnte.

Als im Jahr 1859 das Königreich Sardinien, unterstützt vom Kaiser Napoleon, mit Oesterreich Krieg führte, um ein einiges Italien zu schaffen, eilte Dunant sofort auf den Kriegsschauplatz, um sich an der Pflege der Verwundeten zu beteiligen. Er wurde Zeuge der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859, nach deren Verlauf über 40,000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten und zu denen weitere 40,000 hinzukamen, die infolge der Ueberanstrengung am Schlachttage oder der tropischen Hitze erkrankt oder gestorben waren. Allein in der kleinen Stadt Brescia lagen über 20,000 Verwundete. Die geringe Zahl der Aerzte war machtlos diesem Massenelend gegenüber und ebensowenig vermochte der hülfreiche Eifer der Bewohner zu verhindern, daß Hunderte und Tausende, die leicht hätten gerettet werden können, wegen Mangel an Pflege starben. Und um die Tausende, die vom Urtheil der Aerzte aufgegeben waren, bekümmerte man sich gar nicht. „Ihre Verlassenheit blieb ihnen nicht lange verborgen, und mit wunden, tiefgekränktem Herzen hauchten sie unbeachtet den letzten Seufzer aus. . . . Für diesen Sterbenden liegen schon seit 8 Tagen Briefe auf der Post: würden sie ihm eingehändigt, so wäre dies ein erhabener Trost für ihn. Flehentlich hatte er die Wächter gebeten, sie ihm zu holen, damit er sie noch vor seiner letzten Stunde lesen könne; aber von ihnen die harte Antwort erhalten, sie hätten keine Zeit, sie hätten anderes zu tun.“

Dunant war Zeuge der herzerreißendsten Szenen. Er selbst leistete fast Übermenschliches, um Schmerzen zu lindern und den armen Opfern des Krieges so viel Erleichterungen als möglich zu verschaffen. Die letzten Worte auf den Lippen vieler Sterbenden waren ein Segenswunsch für

den unbekanntem „weißen Herrn“, wie Dunant genannt wurde. — Nach seiner Rückkehr wurde er noch lange von den Eindrücken verfolgt, die er auf dem Kriegsschauplatz erhalten. Um sich von diesen entsetzlichen Vorstellungen zu befreien, legte er sie schriftlich nieder in dem Buche: „Eine Erinnerung an Solferino“, das 1862 erschien und so großes Aufsehen machte, daß es in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde. In dieser Schrift gibt Dunant eine treue Schilderung des Verlaufs der Schlacht und der erschütternden Szenen, deren Zeuge er gewesen. Das Gemälde ist ein so meisterhaftes, daß seine Wirkung, je einfacher und schlichter es entworfen, nur um so größer ist. Um zu erfahren, was der Krieg ist, um ganze Scheußlichkeit seine zu verstehen, muß man dieses kleine Buch lesen. Aber nicht nur in dessen meisterhaften Schilderungen, in den ergreifenden Erzählungen vom Schlachtfeld und den Spitätern beruht sein Wert, sondern in den Schlussfolgerungen, die Dunant selbst aus seiner Darstellung zieht. „Wie wertvoll“, ruft er aus, „wären in den lombardischen Städten einige hundert hingebende, erfahrene und vor allem vorgeschulte freiwillige Krankenpfleger gewesen! Sofortige Hülfe ist nötig, denn was heute noch den Verwundeten retten kann, rettet ihn morgen nicht mehr; beim geringsten Zeitverlust kann der Brand eintreten, der den Verwundeten dem sichern Tode entgegenführt; darum brauchen wir freiwillige Krankenpfleger, die im Voraus geschult und mit ihrer Aufgabe vertraut sind, und die von den Befehlshabern der kriegführenden Heere öffentlich anerkannt und auf jede Weise in ihrer Aufgabe unterstützt werden. Und er sagte: „Sollte es nicht möglich sein, in allen europäischen Ländern Hilfsvereine zu gründen zu dem Zwecke, die Verwundeten in Kriegszeiten ohne Unterschied der Volksangehörigkeit durch Freiwillige pflegen zu lassen? . . . Warum sollte man nicht eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Stille benützen, um die von uns gestellte, vom Standpunkt der Menschlichkeit wie des Christentums gleich hoch bedeutende Frage zu lösen?“ Er knüpft daran den Vorschlag, daß ein Kongreß von Vertretern der europäischen Staaten „irgend einen internationalen, vertragsmäßigen und geheiligten Grundsatz aufstellen möchte, der, einmal angenommen und bestätigt, den Vereinen zur Hülfeleistung für die Verwundeten in den verschiedenen Ländern Europas als Grundlage dienen könnte?“ Und er wendet sich mit seinem Appell an die Fürsten, Staatsmänner und Gelehrten wie an den einfachsten Mann aus dem Volke, an die auf den Stufen eines Thrones sitzende Prinzessin wie an die demütige und hingebende verwaiste Magd oder an die allein in der Welt stehende Witwe, die gerne ihre letzten Kräfte dem Wohle des Nebenmenschen widmen möchte. Alle sollten eintreten für „eine Sache, welche die ganze Menschheit, jedes Volk, jede Landschaft, sogar jede Familie angeht!“

Damit war der große Gedanke ausgesprochen, der der segensreichen Einrichtung des roten Kreuzes zu Grunde liegt. Bis zu dessen Verwirklichung war jedoch noch ein weiter Weg. Dunant machte sich jedoch ungesäumt daran, seine Idee ins Leben zu setzen. Seine Bestrebungen fanden Anklang und wurden unterstützt von der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft, namentlich von deren Präsidenten Gustave Moynier. Den Vorsitz in der fünfgliedrigen Kommission, welche die Frage zu verfolgen hatte, übernahm der auch im Auslande hochangesehene General Dufour. Dunant selbst entfaltete eine großartige private Tätigkeit, um möglichst viele einflußreiche Personen des In- und Auslandes für das Werk zu interessieren und zu gewinnen. Um die ausgebreitete Korrespondenz zu bewältigen, stellte er aus eigenen Mitteln zwei Sekretäre an und reiste ebenfalls auf eigene Kosten in die europäischen Hauptstädte, um für die gute Sache zu wirken.

Die Kommission beschloß die Einberufung einer internationalen Konferenz nach Genf. Wieder war es Dunant, der durch sein persönliches Wirken viel zum Gelingen dieser Konferenz beitrug. Denn eine solche war damals noch etwas Neues. Die Staaten betrachteten sich viel zu sehr mit gegenseitigem Mißtrauen und die Gegensätze waren zu scharfe, als daß die Länder zu einer gemeinsamen Beratung sich leicht verstanden hätten.

Wenn die Konferenz zu Stande kommen sollte, so mußten dafür die Fürsten und Höfe der verschiedenen europäischen Monarchien gewonnen werden. Zur Lösung dieser schweren Aufgabe konnte kaum jemand besser befähigt sein, als Dunant, der eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, und von Jugend auf an den Verkehr in der vornehmsten Gesellschaft gewöhnt worden war. Er besaß alle Eigenschaften, die nötig waren, um gerade dieses Werk auszuführen, das sich bei den Großen schon durch seinen Apostel empfahl. Obwohl von Natur schüchtern, gewann Dunant durch seine liebenswürdige Bescheidenheit, die edle Begeisterung für seine Idee und sein gesellschaftlich feines und korrektes Auftreten zugleich mit seiner Sache die Gunst der Hoheiten. Dunant reiste ebenfalls auf eigene Kosten nach Berlin. Nachdem schon der statistische Kongreß, der damals stattfand, ihn in seinen Bestrebungen ermuntert hatte, war es besonders die preussische Königsfamilie, die diesen die größte Aufmerksamkeit schenkte und sie tatkräftig förderte. Ähnlich wie in Berlin wirkte Dunant an den Höfen in Dresden, München, Stuttgart und Wien. Namentlich der König Johann von Sachsen erwärmte sich für Dunant's Idee und wurde ihr von großem Nutzen. Die Konferenz, auf der vierzehn Staaten amtlich

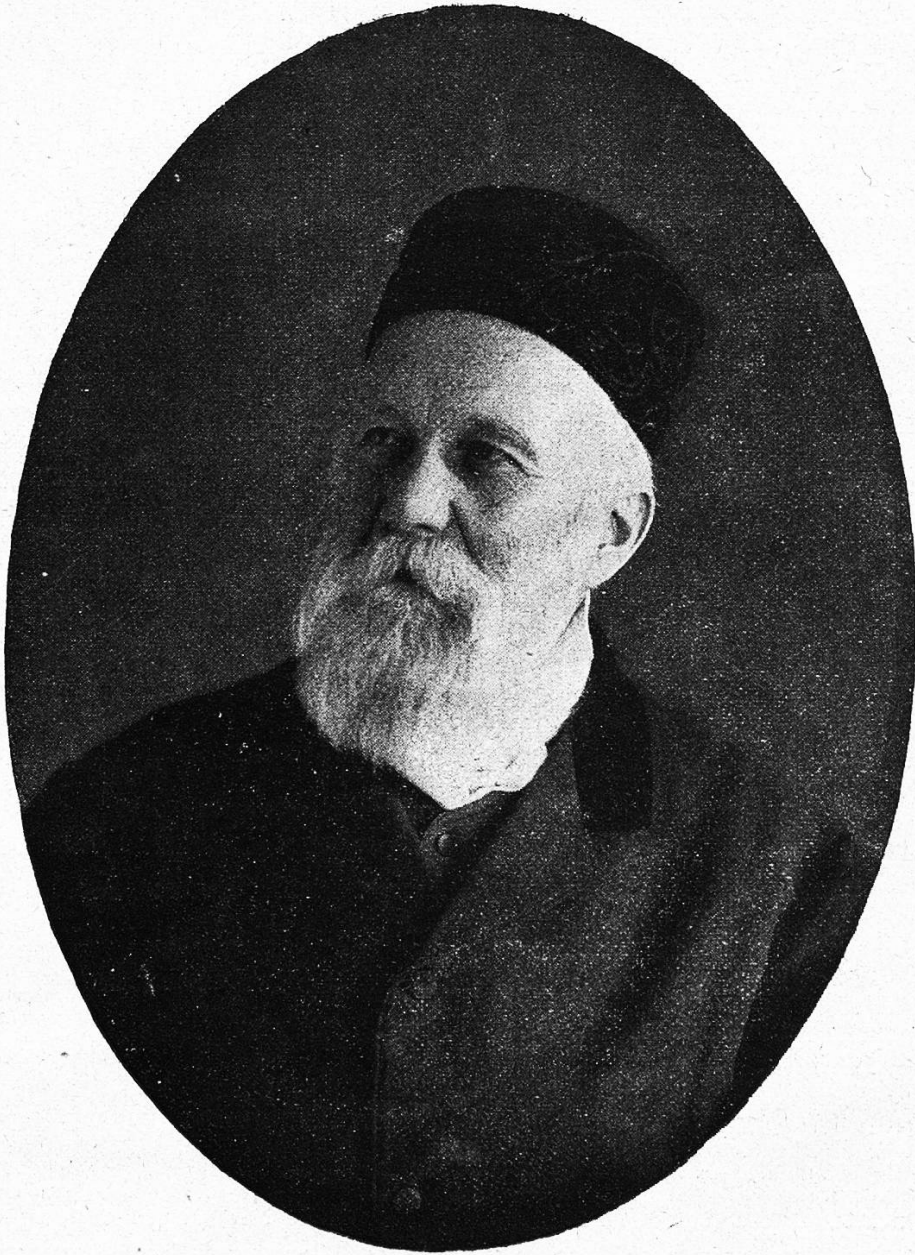
vertreten waren, fand Ende Oktober 1863 in Genf statt und einigte sich dahin, daß Zentralausschüsse und Sektionen in den einzelnen Ländern zu bilden seien mit der Aufgabe, in Friedenszeiten sich für die Hülfeleistung im Kriege vorzubereiten und dafür eine genügende Anzahl freiwilliger Krankenpfleger heranzuziehen, für welche ein allgemein gültiges Erkennungszeichen, die weiße Armbinde mit dem roten Kreuz, einzuführen sei. Ferner solle die Hilfe der Regierungen für diese Hilfsausschüsse gewonnen und durch ein internationales Uebereinkommen das gesamte militärische und freiwillige Sanitätspersonal neutral erklärt werden. In Verbindung damit sollte eine gleichförmige Flagge für die Ambulanzen und Spitäler aller Länder eingeführt werden.

Um diesem Beschlusse völkerrechtliche Geltung zu verschaffen, mußten die verschiedenen Staaten sich zur Uebernahme fester Verbindlichkeiten erklären, was nur geschehen konnte durch einen diplomatischen Kongreß, der von den Ländern mit wirklichen Bevollmächtigten besetzt war. Auch das war ein Schritt, zu dem die Staaten sich nur schwer verstanden. Dunant aber mußte auch dafür die Schwierigkeiten zu ebnen. Er ging nach Paris und es gelang ihm trotz aller Listen und Ränken einer Hofpartei, durch eine persönliche Unterredung den Kaiser Napoleon zu gewinnen, der bei den übrigen Mächten für das Zustandekommen des Kongresses sich zu verwenden versprach. Wirklich fand dieser auf die Einladung des schweizerischen Bundesrates vom 8.—22. August wiederum in Genf statt. Das Ergebnis des Kongresses, an dem die amtlichen Vertreter von 16 Staaten teil nahmen, war die Annahme der oben angeführten Vorschläge der ersten Konferenz, die berühmte Genfer Konvention.

Damit war ein großes Werk der Humanität, ein für alle Völker und alle Zeiten gültiges Kriegsrecht geschaffen, ein Werk, das, in enger Verbindung mit dem Kriege, dennoch den größten Gegensatz zu diesem bildet und nicht nur dessen Unmenschlichkeit mildert, indem es auf den Schauplatz seiner Schrecken die Liebe trägt, sondern vielleicht dazu berufen ist, ihn selbst zu verhindern. Denn mit der Genfer Konvention begann eine neue Epoche, da die Staaten, statt nur das Schwert sprechen zu lassen, auf dem Wege internationaler Verträge sich zu verständigen und einander zu nähern begannen. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, da internationale Schiedsgerichte die Entscheidung durch den Krieg unmöglich machen! Das rote Kreuz, das Banner der Barmherzigkeit, hat seinen Siegeslauf über die ganze Erde gemacht, sogar die Länder des äußersten Ostens haben sich ihm unterworfen. Und noch sind seine Wirkungen nicht an ihrem Ende angelangt. Eine mittelbare Folge davon sind auch die von Gsmarch gegründeten Samaritervereine, deren wohlthätige Hülfe schon im

Frieden wirksam ist. Auch damit ist eine Idee Dunant's verwirklicht, dessen großes Herz natürlich sich nicht auf die Fürsorge für den Krieg beschränkte, sondern mit seiner Liebe alle Stände und Klassen, die ganze Menschheit umfaßt. „Die, welche im Kampfe ums Dasein Schiffbruch gelitten haben, haben ein Anrecht auf das größte von allen Samariterwerken“, sagt er in seinen „Denkwürdigkeiten“ und fährt dann fort. „Auch jetzt, wo der Abend unseres Jahrhunderts angebrochen ist und wir schon die Morgenröte des zwanzigsten Jahrhunderts dämmern sehen, herrscht doch noch immer und vielleicht heftiger als je in den großen Städten der herbe Kampf ums Dasein, allzuherb für viele, die der Kummer drückt und die Not bedrängt, denen qualvolle Angst das Herz beklemmt und deren armes Hirn nach langem und schmerzlichem Ringen um das tägliche Brot für sich und die Ihrigen zuletzt unterliegt. Der Kampf ums Dasein segt sie weg, Männer wie Frauen; er wirft sie zu Boden, und über sie schreiten die Tausende hinweg und treten sie in den Staub. Und bald sind die Unglücklichen unter dem wahnwitzigen Drängen der Massen zerdrückt und zermalmt. Hier vor allem sind Samariter und Samariterinnen vonnöten. Und die, welche man von der Verzweiflung und vom Hungertod rettet, sollen auch wissen, daß ihre Retter sich nicht durch Gründe religiöser, politischer und sozialer Propaganda haben leiten lassen, wie erhaben diese Gründe im übrigen auch sein mögen. Den wahren Samariter, die wahre Samariterin soll des Nächsten jammern, damit sie Barmherzigkeit an ihm tue. Aber wie ist dies möglich, wenn sie das Uebel und seine Größe nicht kennen? — Machen wir's nicht wie der Priester und der Levite im Gleichnis, die vorübergingen! Sehen wir vielmehr mit eigenen Augen, wie der Samariter, „den, da er ihn sahe, sein jammerte, und der Barmherzigkeit an ihm tat“. — Gehet hin und tut desgleichen!“

Von den Frauen namentlich erwartet Dunant das wahre Samaritertum des Friedens. „Ein zwischen verständigen, willensstarken und namentlich guten Frauen, ohne Unterschied der Nationalität, des Bekenntnisses, der Gesellschaftsklasse, der Parteien und der Meinungen hergestelltes Einvernehmen von immer ausgeprägterem internationalen Charakter, zu dem Zwecke, Gutes zu tun, kann in der Zukunft durch seine sittliche Macht einen gesunden, friedlichen, versöhnenden und sittlich hebenden Einfluß ausüben. . . . „Ueber Erwarten viel Gutes werden die Frauen in sozialer Hinsicht mit ihrem Herzen, ihrem Zeitgefühl, ihrem Verstande zuwege bringen.“ „Aber,“ sagt er, „dieses Streben nach Vervollkommnung ist Sache aller derer, für welche Güte, Mitleid, wahre sittliche Schönheit und die Vereinigung von Herz und Verstand nicht bloße Hirn-



Henry Dunant.

gespinnste sind . . . Das Menschengeschlecht ist doch schließlich dazu berufen, nur eine einzige Familie zu bilden.“

Derjenige, der fortwährend für das Wohl und Glück der Andern besorgt war, hätte in dem Augenblicke, da er die angeführten Zeilen schrieb, an sich selbst zu denken alle Ursache gehabt. Für die Verwirklichung seiner großen Idee hatte Dunant selbst etwa 50,000 Franken geopfert, und außerdem seine eigenen Interessen gänzlich vernachlässigt. Deshalb, und weil seine Gutmütigkeit und sein unbeschränktes Vertrauen mißbraucht wurden, verlor er bald sein ganzes großes Vermögen und sah sich an den Bettelstab gebracht. Schwere Jahre der Not und Entbehrung folgten nun für ihn. Der edle und gebildete Mann mußte oft sein Nachtlager in den Eisenbahnwartzälen zu Paris suchen; was ihm aber den größten Schmerz bereitete, war nicht der Hunger und alle andern Entbehrungen, sondern der Mangel an frischer Wäsche. — Der Mann, der in der höchsten Gesellschaft Europas gefeiert worden, verschwand in dem Dunkel der Armut. Ja, sogar sein Verdienst um die Genfer Konvention geriet in Vergessenheit oder wurde ihm bestritten. Ihm war das Schicksal fast aller großen Wohltäter der Menschheit zu teil geworden. Unterdessen aber vollendete sein Werk seinen Siegeslauf und wurde zu „einem internationalen Gesetz von weltumfassender Bedeutung“. Selbst in der größten Armut hörte Dunant nicht auf, dafür zu wirken, und die Ehrungen, die nun seinen Lebensabend noch verschönern, freuen ihn weniger seiner Person als seines Werkes wegen. Denn er besitzt diejenige Eigenschaft, die fast alle Männer mit wirklichen und hervorragenden Verdiensten auszeichnet: Die Bescheidenheit, welche die eigene Person verschwinden läßt in der selbstlosen und völligen Hingabe an die Sache, der sie dienen. Und mit der Liebe, seinem weiten, vorurteilslosen, die ganze Menschheit umfassenden Herzen gehört Dunant zu den großen Männern, den Helden und Feldherren der Zivilisation! Dem milden liebenswürdigen Greise in Heiden entbieten auch wir den Gruß dankbarer Verehrung!

(Bearbeitet nach dem Buche: „Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention“, von Rudolf Müller, Professor, Stuttgart 1897. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.)

